

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 133.

Freitag, 11. Juni

1926.

(7. Fortsetzung.)

Edelsteine. Kriminalroman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

Dr. Splittericht fasste in seine Jackentasche:

„Über die Person des Täters haben auch wir uns schon den Kopf zerbrochen. Sie haben wohl bereits gehört, daß er die Edelsteinsammlung geraubt hat?“

„Nein, kein Wort! . . . Thella! . . . Die Sammlung? Tantzens Allerliebstes? . . . Die kostbaren Steine!“

„Haben Sie noch gar nicht mit der Dienerschaft gesprochen?“ fragte Dr. Splittericht sehr ruhig.

„Nein . . . das heißt: ja . . . Martin, unser Diener, hat mich flüchtig informiert . . . Ich bin doch gestern spät noch nach Berlin gefahren . . . einer Verabredung wegen, die ich aber leider verpaßt habe. Ich konnte mich heute morgen im Hotel absolut nicht ermuntern.“

„Wie kam das?“ fragte Dr. Splittericht in mehr teilnehmendem als interessiertem Tone.

„Ja, darüber bin ich mir auch nicht klar. Ich habe gestern abend kaum etwas getrunken, außer den zwei Glas spanischen Wein, den sich meine arme Tante lehnen hatte schicken lassen.“

Der Geheimrat blickte Thella an. Wolf Stark fing den Blick auf. Wenn er sich verstellte, tat er es mit einer meisterhaft vorgetäuschten Unbesangenheit:

„Wieso denn übrigens? . . . Was ist denn passiert?“

Thella, die das starke Gefühl hatte, in des Kommissars Fragen lauere ein böser Verdacht auf den Vetter, wagte doch nicht, ihm von dem Weinglas, in dem sich der Rest des Schlafpulvers gefunden hatte, zu erzählen.

Und der Geheimrat hatte jetzt, wo Wolf Stark ihm gegenüberstand mit einer so kühl überlegenen Miene, so durchaus unberührt von dem schrecklichen Los der Frau, der er alles verdankte — Geheimrat Wildner hatte auf einmal die tiefe Überzeugung von Wolf Starks Schuldlosigkeit nicht mehr. Er nahm sich vor, mit keinem Wort die Fragen des Kommissars zu stören.

Der sagte: „Es ist auffällig, daß Ihr Fräulein Cousine heute morgen ebenfalls kaum zu erwischen gewesen ist . . .“

de Ruyter schien nachzudenken, aber es klang harmlos, als er sagte: „Ich sehe da noch nicht die Verbindungslinie.“

„Na“, meinte Dr. Splittericht behaglich, „das ist nun eigentlich nicht so schwer. Der Verbrecher hat nicht gewußt, daß Sie gestern abend noch fortfahren würden. Er wußte aber, daß Sie ebenso wie das gnädige Fräulein in der oberen Etage schlafen. Sie beide mußte er also, wenn er nicht ein dreifaches Verbrechen begehen wollte — was ja immerhin nicht ganz so leicht ist — Sie mußte er also ausschalten! Und dazu hat er sich eines Opiates bedient, das er in den Wein tat.“

„Ist das beweisen, daß er ein betäubendes Mittel in den Wein tat?“

„Nein, das nicht . . . es ist vorläufig eine Hypothese, die allerdings beweisen würde, daß man den Täter hier im Hause zu suchen hätte . . .“

Auch jetzt verlor de Ruyter nicht eine Sekunde lang die geistige Balance; er sagte nachdenklich fast wie im Selbstgespräch:

„Unter der Dienerschaft also . . .“ und blickte verloren vor sich hin. „Und ich liege derweilen im Hotel in Berlin und ahne nicht einmal, welch ein schrecklicher Verlust die arme Thella und mich treffen sollte!“

Thella begann zu weinen. Doch so sehr sie um das Leben ihrer Tante bangte, im Augenblick weinte sie mehr aus gräßlicher Angst, daß wirklich dieser Mann, neben dem sie Jahre lang gelebt hatte, ein solch verlogenes Scheusal sein könnte.

„Ja“, nahm der Kommissar de Ruyters Wort auf, „Sie hatten keine Ahnung, denn sonst wären Sie ja sofort hergeeilt . . .“

„Aber ja! . . . Diese Frau war ja der einzige Mensch, der mich verstanden hat! Sie wußte, was einer Natur, wie der meinigen, not tut! Dass ein Künstler sich nicht den allgemeinen Gesetzen so fügen kann wie irgendein Handwerker im Dasein! . . . Wenn sie von uns genommen würde, wenn sie stirbe —“ er schlug mit einer großen Gebärde die Hände vor sein unbesiegliches, spitzes Gesicht — „nein! ich extrüge es nicht!“

Der Kommissar hatte flüchtig zu dem Geheimrat hinüber gesehen. Jetzt sagte er:

„Ganz recht! . . . ganz recht! . . . Ich sitze in Berlin, im Café mit ein paar Bekannten. Da liest jemand was vor . . . „Raubmordversuch auf eine Millionärin — die bekannte Edelsteinsammlung de Ruyter geraubt!“ — Ich bin bald umgefallen vor Schreck! . . . Ich stürze auf ihn zu — mein Freund, der Graf Sylvester war es — reiße ihm das Blatt aus der Hand und lese . . . nein, ich las nicht! Ich konnte ja nicht lesen! . . . Die Buchstaben tanzten mir vor den Augen . . . Und erst, wie sie mir dann ein bisschen Kognac einflößten mit Wasser, da fing ich an zu begreifen, da wurde es mir klar, was für ein furchtbarer Verlust mich . . . uns, meine arme, liebe Cousine und mich, betroffen hatte.“

„Die Tante lebt ja noch“, flüsterte Thella abermals, und lauter, fester in der Stimme fügte sie hinzu: „Der liebe Gott wird sie uns nicht nehmen!“

„Ja, das wollen wir hoffen, von ganzer Seele hoffen!“

Wolf Stark wollte weiterreden, doch der Geheimrat unterbrach ihn:

„Und da sind Sie sofort hierhergeeilt?“

„Aber ja, natürlich, wie konnte ich anders! Ich hätte doch unsere arme Thella nicht allein gelassen! Ich habe ein Automobil genommen und bin hergerast!“

„Irgendwelchen Verdacht . . .“ wollte Dr. Splittericht fragen, doch der junge Mann unterbrach ihn rasch.

„Ich? . . . nein! . . . Keine Ahnung! . . . Das kann sich nur um einen Räuber und Mörder, um einen Schurken schlimmsten Ranges handeln! Unsere Tante hatte keinen Feind . . . Ich bin fest überzeugt, sie hat nie in ihrem Leben jemand ein Unrecht zugefügt . . . Ach, die arme Frau!“

Dr. Splittericht nickte:

„Dass es sich hier um einen Verbrecher von Fach handelt, der Überzeugung bin ich auch. Aber . . . eins ist merkwürdig und wird sicher auch Ihnen zu denken geben, Herr de Ruyter: der Verbrecher muß nach der Tat mit

seinem Raube, der Edelsteinsammlung meine ich und was sonst noch eventuell an größeren Summen im Schrank lag — "Dr. Splittericht sah, während er sprach, den jungen de Ruyter an und stellte fest, daß dessen Züge zwar eine starke Spannung, aber weder Furcht noch unsicheres, zweifelndes Zuwarten verrieten. Der Verbrecher ist nach der Tat nicht, wie man das doch annehmen sollte, zurückgegangen, über den Korridor, die Treppe runter, um möglichst schnell aus dem Hause zu kommen . . . nein! Er ist umgekehrt, den Gang weiter hinauf, hierher in Ihr Atelier gelaufen, Herr de Ruyter, und von dort hinein in Ihr Schlafzimmer."

"Woher wissen Sie das?" fragte Wolf Stark rasch, seine Stimme schwankte weder, noch hatte der Ton sich geändert.

"Ich weiß noch mehr", erwiderte der Kommissar. "Der Täter hat sich hier in diesem Zimmer längere Zeit aufgehalten. Hier hat er seinen Raub erstmals näher besichtigt, hat sich vielleicht am Glanz und Zauber der Edelsteine erfreut, vielleicht auch nur ihren Wert abhängen wollen."

"Und wiejo wissen Sie das?" Jetzt klapperte de Ruyters Stimme fast spottlustig.

"Das sagt mir dieser Stein!"

Dr. Splittericht hielt dem jungen elegant das dreifarbig strahlende Juwel mit rascher Bewegung vor die Augen, so daß Wolf Stark nun doch mit sichtlichem Erstaunen einen halben Schritt zurücktrat:

Doch lächelte er gleich wieder: "Sie jagen einem ja förmlich Angst ein, Herr Kommissar!"

"Ja, aber wie erklären Sie das?" beharrte der.

"Wenn Sie es sich nicht erklären können . . ." Wolf Stark hob bedauernd die Schultern. "Ich kann es gewiß nicht!"

Der Geheimrat nickte zustimmend, ohne daß er's recht wollte. Wie sollte ein Laie wissen, was so ein gewiegener Kriminalist nicht fand . . . Er mischte sich jetzt, da ihn der Kommissar mit einem leichten Neigen dazu aufforderte, doch ein:

"Herr de Ruyter kann wohl am wenigsten eine Ansicht darüber haben. Er weiß ja von der Sache erst seit Stunden und tritt jetzt erst hier ein, wo wir uns doch schon seit dem frühen Morgen . . . das heißt, Sie, Herr Doktor, sind ja auch erst ein paar Stunden damit beschäftigt."

Und der Sprechende sah, daß er den Kommissar richtig verstanden hatte. Dr. Splittericht nickte freundlich:

"Ganz recht, Herr Geheimrat, ich wollte ja auch nur Herrn de Ruyters Ansicht hören." Dann sagte er zu Thekla: "Den Stein muß ich zu den Alten nehmen, liebes Fräulein . . . Damit darf ich mich wohl vorläufig empfehlen."

Er verneigte sich. Aber der Geheimrat sagte:

"Wenn Sie noch einen Augenblick warten wollen, Herr Doktor, ich komme mit. Ich will nur noch mal nach der Patientin sehen, und Sie, liebes Fräulein, nicht wahr, Sie begleiten mich?"

Professor Wildner ging voran. Dr. Splittericht folgte, dann schloß sich das junge Mädchen, eine Sekunde zögern, als hätte sie noch irgend etwas zu tun oder zu sagen, den beiden Herren an.

Und hinter ihr ging mit den Worten: "Ich gehe selbstverständlich auch mit hinunter!" Wolf Stark de Ruyter.

Vor der Tür zu Frau de Ruyters Schlafzimmer, das so leicht ihr Sterbegemach hätte werden können, hob der Geheimrat während die Hand. Dann trat er mit Thekla ein und kam, ebenfalls gefolgt von dem schwarzhäutigen Mädchen, nach einigen Minuten wieder heraus.

Nun begleiteten die Verwandten den Geheimrat und den Kommissar bis hinunter bis zum Eingang, wo sich Wolf Stark hochmütig und kalt, wie zuerst, verabschiedete und Thekla, als fürchte sie sich, allein zu bleiben, noch einmal den Professor nach allem Möglichen fragte.

Später streckte der junge de Ruyter ihr die Hände entgegen:

"Meine arme, liebe Thekla", sagte er, "das ist ja so furchtbar schwer für dich . . . Das heißt für uns beide."

Thekla, stumm und verlegen, sah an seinen Augen, die ihr kalt und grausam schienen, vorbei ins Leere.

"Wenn ich dich doch trösten könnte, mein armes Kind!"

Er faßte nach ihren Händen. Die seinen waren eiskalt.

Thekla entzog sich ihm schnell. Ein Grauen kannte sie an. Sie hatte Furcht vor etwas Unvorstellbarem, Entsetzlichem, das sie näher und näher kommen fühlte und das sie nicht sehen wollte.

"Ich muß zur Tante", sagte sie gepreßt und eilte die Treppe hinauf. (Gottselige Tante.)

Nur eine Magd.

Erzählung von Herrn Himmelberg.

Das war so Überlieferung auf dem Deepenhofe: bei der Magd hielt man streng auf "Reputierlichkeit" und bevorzugte stets Töchter bekannter, angesehener Familien, die sozusagen in die Landwirtschaft hineingewachsen waren und von denen man wußte, daß sie unbedingt sauber und in allem zuverlässig waren. Dafür gewährte man nicht nur einen entsprechenden Lohn, sondern betrachtete sie gewissermaßen als zur Familie gehörig. Doch nun war man genötigt mit dieser Überlieferung unerwartet zu brechen und, wenn auch mit Widerwillen, einen Stellendermittler in Anspruch zu nehmen. Denn Marie Knorr, die schon im fünften Jahre auf dem Deepenhofe diente, mußte eines guten Tages unverzüglich in die elterliche Wirtschaft überspringen, weil ihre Mutter plötzlich schwer erkrankt war, und alle Bemühungen, in der gewohnten Weise einen passenden Erblass zu beschaffen, hatten keinen Erfolg. Die Töchter der Köttner und sonstigen Angestellten, die außerhalb der Familie ihr Brot verdienen mußten, vermieteten sich durchweg in die Stadt, wo das Leben ganz anders als in der ländlichen Abgeschiedenheit und Bescheidenheit war und so verführerisch lockte. So blieb schließlich, da man nicht nur mit der Ernte, sondern auch sonst schon alle Hände voll zu tun hatte, nichts anderes übrig, wie die Bäuerin zu ihrem Sohne meinte — sie hatte nur noch den einen, denn ihr Ältester wie auch ihr Mann waren im Kriege geblieben — als in den sauereren Apfel zu beißen und zuzusehen, ob man nicht auch durch einen gewerbsmäßigen Stellendermittler etwas Rechtes ins Haus bekäme. — Aber was sie dann schon am folgenden Tage aus der Kreisstadt heimsuchte — sie lenkte das Ponnagepann selbst — verurteilte ihr die widerstreitendsten Empfindungen, denn die neugedungene Magd sah da in so gelassener Selbstsicherheit neben ihr und war doch so unverfälscht schlicht und bescheiden, daß sie mitunter nicht wußte, wie sie ein neues Gespräch anfangen und fortfächern sollte. Außerdem verwirrte sie die schlichte, aber um so mehr auffallende Schönheit des Mädchens, das ihr, obwohl es schon auf dem Lande gedient hatte und von allen Arbeiten, die in einem landwirtschaftlichen Betriebe verrichtet werden mußten, einige Kenntnisse hatte, so gar nicht für bürgerliche Arbeit geschaffen schien. Aber hier war unzweifelhaft Lust und Wille zum Landesleben und zur Bauernarbeit, und so würde es sich schon bald finden, wen man ins Haus genommen hätte. Das die zwanzigjährige Waise war und außer einem Bruder, den man vom Weissenhaus aus das Schlosserhandwerk hatte lernen lassen, niemand auf der Welt besaß, der zu ihr gehörte, das rührte die Frau, deren Ehestande keine Tochter beschieden worden war, so, daß sie sich bald verständlich fühlte, wie eine Mutter zu der Heimatlosen zu sein. — Doch ihr Sohn schüttelte bedächtig den Kopf, nachdem er die Papiere der Anna Sander, der neuen Magd, durchgesehen und dann sorgsam weggeschlossen hatte. Darüber fühlte die Bäuerin sich nun ein wenig beleidigt und sagte: "So such' Dir doch endlich eine Frau, Du Lustkäfer! — da hast Du keine Magd mehr nötig und brauchst nicht zu sorgen, daß es irgendwo fehlen könnte! An der Zeit nämlich wär's!" — "Wenn Du mit ein Mädel bringst, das nicht nur auf den Hof, sondern auch zu mir paßt — berlich gern! Ich selber kann's doch nicht finden. Vielleicht diese Anna Sander, von der Du schon so begeistert bist . . ." — "Untersieb' Dich! Und las' Deine Lustigkeit der gegenüber nicht zu weit schießen, denn sie schaut mir grad danach aus, als ob sie nicht viel Spaß vertragen könnte!" — Doch da irrte die Bäuerin. Denn Anna Sander war selbst so gern lustig und lachte so gern und so oft! Und es gab Tage, an denen sie fast vom frühen Morgen bis zum Schlafengehen frohe Lieder sang. Schon nach kurzer Zeit tat sie die ihr obliegenden Arbeiten, als hätte sie ihr Lebtag keine anderen verrichtet, und ohne daß Anweisungen nötig waren. Sie schien die geborene Bäuerin

und eigens für den Deepenhof geschaffen zu sein. Schlank und ein wenig blau war sie auf den Hof gekommen, aber nun rundeten sich ihre Formen, und aus dem allmählich immer mehr aufblühenden Gesicht, das von dem blauschwarzen, in der Mitte glatzgesichteten und im Nacken einfach verknöten Haar eigenartig umrahmt wurde, strahlten die Augen in all dem Glanze, der der Jugend noch alles verheist. Zum Leidwesen der Bäuerin, die schon befürchtete, die tüchtige und zudem überaus angenehme Hausgenossin alsbald zu verlieren, stellten sich allmählich mehr oder weniger ernsthafte Freier ein; aber bald lachte sie sich doch heimlich eins. Denn Anna Sander hielt sich nach Möglichkeit von allen Burschen fern. Wenn sie ihr von Liebe redeten, lachte sie ihnen ins Gesicht und fragte, wie vielen sie das vielleicht schon gesagt hatten. Wenn aber einen ihrer Schönheit und scheinbare Kälte allzu sehr reizte, dann genügte meistens schon ein Blick, um den Zudringlichen abzufertigen.

Doch auch sie war nur ein Weib und hatte Träume und Mädchenvorstellungen. Auch sie, die Heimatlose, hatte eine gähnende Sehnsucht nach einem Heim und all dem Glück, das die Familie in sich birgt. Doch diese Sehnsucht schleuderte sie unverhehens zwischen Himmel und Erde. Denn bei allem ihrem Tun und Lassen, im Wachen und im Traume, waren ihre Gedanken bei dem Jungbauer. Wenn der sie ansah oder lachte, fuhr es ihr immer jährlings wie ein glühender Strom durch die Brust, und nachts, wenn sie träumte, waren seine lustigen Augen immerfort über ihr, und sie glaubte seine warmen Lippen zu fühlen. Eine Ehe zwischen Bauer und Magd, die weiter nichts geben konnte als sich selbst, schien ihr vollkommen ausgeschlossen. Darum kämpfte sie gegen diese Liebe an, obwohl sie fühlte, daß sie sich damit das Herz aus der Brust riss. Aber dieser Kampf und der eiserne Wille, ihn im Verborgenen auszutragen, zehrten an ihrer Kraft. Und als sie fühlte, daß sie diese Kraft nicht lange mehr haben würde, kündigte sie kurz entschlossen den Dienst auf.

Die Bäuerin war aus allen Himmeln gefallen und starnte das Mädchen hilflos an. Auch Hubert Deepenkamp, der Jungbauer der in die Stube trat und die Kündigung noch mit halbem Ohr vernahm, versärfte sich etwas und drückte sich stillschweigend sofort wieder. Von der Stallstiege aus starre er durch das breite, geöffnete Tor eine ganze Zeit unbeweglich ins Weite.

„Du lieber Gott“, stotterte die Bäuerin, nachdem sie sich vom ersten Schreck erholt hatte. „So völzlich! Und warum denn nun bloß?“

„Ich habe Heimweh“, sagte das junge Mädchen mit zitternder Stimme und nur mühsam die Tränen unterdrückend. Denn es war ihr zumute, als quäle man sie.

„Das kann ich nicht gelten lassen. Du hast doch kein Vaterhaus mehr!“

„Wenn auch“, war die schnelle und wohlüberlegte Antwort. „Ich muß fort, wieder dorthin, wo ich geboren und aufgewachsen bin. Denn das liebt man doch!“

Dagegen fand die Bäuerin nun natürlich nichts mehr einzubringen und bat sie nur noch fast demütig, wenigstens so lange auszuhalten, bis man Erbä habt. Das Mädchen sagte zu, schon halb überwältigt von Mitleid mit der Frau, die fast vom ersten Tage an wie eine Mutter zu ihr gewesen war. Nur wagte sie es nicht, ihr in die Augen zu sehen und ebensoviel dem Sohne. Sonst wäre im Nu auch das letzte Hünchens Kraft dahin, das fühlte sie. Aber sie empfand auch das: der Jungbauer sah sie immerfort an, und in seinen Augen flammte dunkel ein Licht, das jeden Augenblick aufzünden konnte zu einer Flamme, die nur von Liebe sprach. Und obwohl sie sich's nicht eingestehen wollte: es erschütte sie unvermutet hoch mit einem seltsamen Glücksgefühl. Daneben aber wachte eine Angst, die keine Grenze zu haben schien.

Und diese Sehnsucht und diese Angst brandeten am nächsten Morgen in der Frühe in ihr zusammen und machten sie jäh willenlos. Denn beim Mellen, wobei der Jungbauer im Stalle wie auch draußen jeden Morgen mithalf, während es abends die junge Hausdame tat, riss Hubert Deepenkamp sie unerwartet an sich und küßte sie, als ob er sie erstochen wollte. Über als ihr dann die Überlegung zurückkam und sie sich wehrte, hob er sie mit ungefähriger Kraft fast wie ein Puppen hoch und bat mit übermäßiger Strahlenden Augen: „Kun sag's, daß Du mich gern hast!“

„Nein! Hinunter will ich! Auf der Stell!“

„Nicht eher, als bis Du's gesagt hast!“

„So wär's eine Lüge! Aber wenn auch — was sollte daraus werden?“

„Eine Hochzeit, denk' ich! Und recht bald!“

„Aber ich bin doch nur eine arme Magd!“

„Si freilich! Aber was für eine! Ich weiß rundum keine Bauerndame, die sich mit Dir messen könnte, und stät' sie im Golde bis an die Oberen! Also . . . Aber lüg' nicht!“

„Nein! Nein! Ich will sofort hinunter!“

Und sie weinte verzweifelt auf wie ein ungebärdiges Kind und stieß gegen seine Brust. Da ließ der Mann sie

sofort zu Boden und wandte sich, ohne noch ein Wort zu sagen, ganz verwirrt wieder zu seiner Arbeit. Auch auf dem Heimweg war drückendes, trostloses Schweigen zwischen ihnen. Nach dem Morgenbrote hielt es Anna Sander nun nicht länger. Sie packte ihre Habe, wobei sie immerfort weinte, in aller Hast zusammen und trat alsbald, zum Weggehen bereit, wieder vor die Bäuerin und bat um ihre Papiere.

Doch die Bäuerin sagte nicht nein und auch nicht ja. Wohl war sie jäh erbläkt, aber sie schaute das Mädchen ruhig und merkwürdig prüfend an. Sie schien ihre eigenen Gedanken zu haben und die Wahrheit über das rätselhafte Gebaren des Mädchens zu ahnen. Denn sie schickte völzlich das Haussmädchen hinaus und rief ihren Sohn.

„Die Anna will auf der Stelle fort. Ich hab' sie noch nicht gefragt, warum. Du scheinst es aber zu wissen! Drum — eben drum frag' ich nun erst Dich!“ Und ihre grauen Augen blitzen streng.

„Au, weil sie nicht meine Frau werden möcht! Sonst wüßt' ich nix,“ erwiderte Hubert Deepenkamp ruhig und hielt den Blick aus.

„Ist das Dein Ernst, das mit der Heirat?“

„Kennst Du mich so wenig, Mutter . . .?“

Da lächelte die Frau ein wenig auf, wandte sich wieder zu dem weinenden Mädchen und sagte: „Ich frag' Dich nun nichts, Anna, und dringe ja auch nicht in Dich, aber — ich hab' Dich drum — bleibe! Und tu' mir die Freud' und sag' Mutter zu mir! Oder magst Du nicht?“ Und sie streckte bittend beide Hände aus.

Und in diese Hände barg das Mädchen nun jäh ihr tränennasses Gesicht und stammelte selig wie ein Kind, das sich endlichheimgefunden hat: „Mutter!“

Da weinte auch die Bäuerin.

Aber sie lächelte ganz glücklich ihren Sohn an und sagte: „Jung, Jung, Du hast mir schon manchen losen Streich gespielt und damit schon manchen Kummer gemacht! Doch jetzt hast Du den besten Streich Deines Lebens gespielt! Und für den muß ich Dir nun dankbar sein!“

Mondnacht.

Von Heinrich Leis.

Über der nächtlichen Stadt ist der Mond aufgestiegen und steht rund und groß am Firmament. Auf die Dächer rieselt das bleiche Licht, weiß überzündet sind Mauern und Häuserwände und scharfgezogen die Schattenstreifen in der Straßentiefe. In wunderlichem Farbenkontrast mischt sich der fahle Mondglanz mit dem röthlich-gelben Laternenschein, darüber segnet ist ein seltsames Schattenmuster, und ein täuschendes Flirren des Lichtes, ein Huschen und Hüpfen der Schatten hebt an mit jeder Wolke, die über den Mond dahinsegelt.

Die Ferne ist weit aufgeschlossen in kristallener Klarheit, der Himmel wölbt sich als eine blonde, durchsichtige Riesenschale von dunklem Glas, wie Floden schwimmen darin die feinen, vom Mondlicht angestrahlten Wolken. Und der Mond, indes die Wolken über ihn wachsen und schwinden und immer neue ihm entgegenziehen, scheint in einer eilenden, taumelnden Bewegung, ein nächtlicher Wanderer, der hastig seinem Hause aufstrebt, ruhevoll aber und unberüht hinter jagendem Gewölk blinken die Sterne in fühltem Glanz. Nur mit leisem Flimmern schwankt bisweilen ihr Licht, daß es anmutet wie blinzende Augen, die von fernher auf die Erde niederschauen.

Von ansteigender Straßenflucht schweift der Blick über die unendlich hingedeckten Dächerzeichen, in klar umrissener Deutlichkeit liegt die Stadt mitten unter der hochgewölbten Himmelsglocke, ragt auf mit ihren Türmen und Giebelspitzen in den durchleuchteten Raum und ist eine ganz andere doch als die gewohnte, lärmende, tätige Stadt des Tages. Wie verzaubert scheint sie unter dem Geriesel der Mondstrahlen, eine Traumstadt von seltsam unwirklichen Formen und Farben, eingebettet in die Stille, daraus nur selten ein Ton ausschwingt, ein flappernder Schritt, ein Räderraseln, ein Stimmenchwirren, ein verwehender Liedklang. Und dann wieder, indes die Mondscheibe zwischen Wolken wechselt, die Schatten wandern und die Bäume im Nachtwind ganz leise rauschen, ist es, als hörest du das tiefe, ruhige Atmen der Stille.

Lichter schimmern hier und dort noch in einsamen Fenstern, aber immer dichter weben sich die Schleier des Schweigens über die müde Stadt. Es ist schon spät, der Mond steht ganz hoch am Himmel und hebt sich über die Wollenbänder, die lichtgezaubert unter ihm dahingleiten. Von der gelben Mond Scheibe strömt ein Leuchten nieder, davon die Dächer funkeln, die Bäume weiß überhaucht sind und davon selbst der Straßenstaub noch blinkt und glimmt. Du möchtest unbeweglich bleiben im Schauen und Staunen

und gedankenverloren, tageröst, in den Zauber der Mondnacht träumen. Eine milde, heitere Sehnsucht, ein sanftes und zärtliches Empfinden rüttet an dein Herz, von Erinnerungen ruft es um dich her. Alles scheint so licht, so klar, der Schwere entbunden, wesenlos fern und unbegreiflich geworden, was dich engte und quälte. Da steht über dir das uralte Gestirn, das auch die Dunkelheit deiner Nächte durchleuchtet, und die Sterne grüßen dich mit den ältigen Augen von lieben und vertrauten Menschen.

Langsam wendest du dich heimwärts, indes dein Schritt durch die schlafenden Gassen dir nachklappt, und der Mond begleitet traulich deinen Weg. Prunkend über dir ausgebreitet ist der sternsimmernde Mantel der Nacht, und bis zum letzten Blick himmelwärts, da sich die Haustür hinter dir schließt, bist du eingewonnen in den Zauber des Mondes, der noch durch dein Fenster grüßt, das Zimmerdunkel mit Lichtbändern durchwirkt und die Schatten von Fensterkreuz und Vorhangsmuster weismumrandet dir über Wände, Tisch und Teppich malt.

Neue Bücher

* Georg Julius Petersen: „Um die Scholle“. Roman. (J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung, Köln.) Als Verfasser des kürzlich erst in der „Unterhaltungsbeilage“ erschienenen Romans „Schellbruch“ ist Georg Julius Petersen unseren Lesern kein Fremder mehr. Holstein, das meerumschlungen, ist der Schauplatz eines Kampfes um die Scholle, den der einem alten Grafengeschlecht entstammende Grundherr gegen seinen Mühlenpächter führt und mit einer auch für die heutige Zeit seltenen Großmut und Großzügigkeit zur Lösung bringt. Mit liebenvoller Kleinmalerei geschilderte Ausschnitte aus bewegter Zeit beleben den handlungsreichen, interessant und spannend geschilderten Roman.

* „Der Brudermord“. Roman aus der Schicksalszeit der großen deutschen Bauernrevolution 1525 von Peter Weber. (Gebrüder Pustet, Berlin.) Welche Bedeutung die große Bauernrevolution des 16. Jahrhunderts in Deutschland (übrigens die einzige wirkliche Revolution, die unser Vaterland erlebt hat) hätte haben können, Welch ungeheure, geradezu furchterliche Explosionskraft in dieser lange missdeuteten proletarischen Massenbewegung war, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man den neuen Roman Peter Webers liest. Kein historischer Roman mit der üblichen lehrhaften und langweiligen Historienzeichnerei. Einen Moment lang erhebt Mittleuropa, sein Schicksal schwankt — und um ein kleines hätte die abendländische Geschichte Dinge vorwegenommen, die erst nach Jahrhunderten kommen sollen.

* Alfred Schirokauer: „Hinter der Welt“. Engelhorns Romanbibliothek. (J. Engelhorn Nachf., Stuttgart.) Ein Buch der Abenteurer und der Schönheit, in Island, dem Polarmeere spielend; die Welt mondäntestes Leben der Städte greift hinein wild und verführerisch, in die stille Klarheit der nordischen Ferne. Die nahesten brutalen Vorgänge sind mit hinreißender Meisterschaft erzählt; bei aller Gewalt der Ereignisse liegt über dem Buch eine ergriffende Zartheit.

* Aus der „Kunstwart-Bücherei“, jener in den letzten Jahren entstandenen Buchreihe des Kunstmwartverlages Georg D. W. Callwey in München, die in planvollem Ausbau ihres Programms: eine Auslese des Besten, Wichtigsten, Fruchtbaren und Bleibenden aus dem „Deutschen Klassischen Schrifttum“, der „Weltliteratur“ der „Zeitgenössischen Dichtung“ und der Darstellung unseres „Heutigen Weltbildes“ zu bringen, bisher schon eine beachtliche Folge wertvoller Ausschnitte aus universellem Geistesleben zusammengestragen hat, wäre über fünf weitere Bände zu berichten: Nr. 31/32, ein Doppelbändchen, bringt auf 125 Seiten eine von Paul Th. Hoffmann getroffene und ausführlich eingeleitete Auswahl aus „Buddhas Reden“ nach den vorliegenden besten Übersetzungen. Band 33 bringt „Amerikanische Lyrik“, übersetzt von Toni Harten-Hoenke, eingeleitet von Dr. Friedrich Schönemann. Band 34 enthält eine Novelle von Elisabeth Siewert, „Der Indische Gott auf dem Lande“. Im Band 35 gibt Hermann Häfner in einem zweiten, „Historia“ betitelten Bändchen seiner „Biblischen Geschichten aus dem Alten Testamente“ neben einer ausführlichen historischen Einführung eine gedrängte Darstellung der Geschichte des Volkes Israel.

* Neue Reclam-Bücher. (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.) Nr. 6631/32: Ulrich Schaeffer: „Die tanzenden Füße“. Mit einem Nachwort von Paul Alverdes. Beim Lesen dieser Erzählung

könnte man im ersten Augenblick meinen, man habe es mit einer Geigenstergeschichte im Sinne Poes oder E. T. A. Hoffmanns zu tun; wie aber der Leser durch die Landschaft des Hochmoors und an das Meer vor das verruchte Schloss geführt wird, wie ihm unmerklich Augen und Ohren geöffnet werden, zu sehen und zu fühlen, was nie sonst zu erleben ist, darin zeigt sich eine schöpferische Phantasie von genialer Macht. — Nr. 6638: Catull: „Gedichte“. In den Versmaßen des Originals. Aus dem Lateinischen übertragen von Eduard Saenger. Jeder ist Horaz, nicht sehr vielen Catull bekannt, dessen kurze Sätze von den Langlebigeren ausgelöscht wurde. Aber wie sein altes Rom mit wohlbelannten Zügen aus wenigen seiner Zeilen vor uns auftaucht, so erhebt auch er selbst, verblüffend modern unter uns Menschen der Neuzeit. — Nr. 6639: Jacques Offenbach: „Orpheus in der Unterwelt“. Deutsche Bearbeitung von Ludwig Kalisch. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Richard Krupe. Die Geschichte der Operette beginnt mit Offenbachs „Orpheus“. Er ist das klassische Werk auf diesem Gebiete; was vorbergaing, ist vergessen, und was nachfolgte, atmet seinen Geist. — Nr. 6640: Gustave Flaubert: „Herodias“. Erzählung. Aus dem Französischen von Ernst Sander. Es ist ungemein interessant, den gewaltigen Herodias-Salome-Stoff von Flaubert, dem großen Prosaisten, behandelt zu sehen. Diese Erzählung ist sowohl kompositionell als auch stilistisch eines der bestgeschlossenen Kunstwerke der Weltliteratur. Die Wirkung der geschilderten Szenen steht dem überwältigenden Eindruck der Wildeischen Salome oder der Straußschen Ober nicht nach.

* Rider Haggard: „Heu-Heu oder das Ungehörige“, Roman. (Stein-Verlag, Leipzig.) Dieses Abenteuer von Allan Quatermain, einer von Rider Haggard schon öfters verwendeten Figur eines Buchjägers, entführt uns in einen unzugänglichen Schlundwinkel des unermöglichsten Zentralafrikas, wo wir mit dem Helden verschollene Völkerstämme, Landstriche und Religionen auffinden mit ihm ein gefahrvolles Abenteuer mitmachen, um ihn endlich aufzufinden gerettet zu wissen. Wer das Abenteuerliche liebt, wenn es auch noch dazu in eine vernünftige Handlung verwoben ist, dem wird das Buch eine angenehme Ablenkung verschaffen.

* „Das Große Bilderbuch des Films“, herausgegeben von der Tageszeitung des Films, „Film-Kurier“, hat auch in diesem Jahre seine zahlreichen Freunde, die es in der ganzen Welt besitzt, nicht auf sich warten lassen. In dem umfangreichen Band, illustriert durch zahlreiche fesselnde Bilder in Kupferstichdruck (208 Seiten) seien sich diesmal allbekannte Namen, wie Frhr. von Dungern, Arthur Fürst, Alfred Kerr, Nithad-Stahn über den Film auseinander, geben Fachmänner, wie Erno Rape, Paul Leni, W. Reinmann, Willy Haas, Ernst Jäger, Georg Herzberg, interessante Auskünfte, plaudern die Stars selbst, wie Paul Richter, Conrad Veidt, über sich und ihre Entwicklung — ja selbst die hohe Politik wird durch Reichsaubamnister Dr. Stresemann, den österreichischen Botschafter Dr. Frank usw. vertreten. (Verlag des „Film-Kurier“ Berlin W. 9.)

* „Die neue preußische Gewerbesteuer 1925 und 1926 Ergänzungsband“, enthaltend das Gesetz über die Regelung der Gewerbesteuer für die Rechnungsjahre 1925 und 1926 vom 23. März 1926, die Ausführungsbestimmungen vom 18. November 1925 zum Gewerbesteuerüberleitungsgesetz sowie die Ausführungs-Anweisung vom 15. April 1926 von H. Rohde, Obermagistratsrat, Berlin-Zehlendorf. (Industrieverlag Svaetl u. Linde, Berlin W. 10.) Das Werk, welches als Ergänzung zu den bisher erschienenen Bänden des gleichen Verfassers über die preußische Gewerbesteuer gedacht ist, bringt weiterhin die bisher noch nicht behandelten Ausführungsbestimmungen zum Gewerbesteuerüberleitungsgesetz, sowie die in der Zwischenzeit bis Ende April ergangenen Ministerialerlassen und behandelt schließlich eine Anzahl von aktuellen Einzelfragen.

* „Insektenbiologie“. Von Prof. Dr. Chr. Schröder. Mit 59 Abbildungen. Teubners Naturwissenschaftliche Bibliothek, Bd. 32. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Der Verfasser, dem eine wissenschaftliche Erfahrung von mehreren Jahrzehnten auf entomologischem Gebiete zur Seite steht, führt den Leser zu verschiedenen Jahreszeiten hinaus in die Natur an die charakteristischen Aufenthaltsorte unserer heimischen Insektenfauna, beobachtet mit ihm an hervorragenden Arten die ungeheure Vielfältigkeit der Erscheinungen, bedingt im betreffenden Naturgange, läßt ihn die höhere Ordnung, die in ihr waltet, erkennen und weist verständnisvoller Sammeltäglichkeit die rechten Bahnen, damit aus dieser Beschäftigung der Jugend auch ein ethischer Gewinn erwächst. Zahlreiche schöne und interessante Abbildungen erhöhen den Wert des Buches.